

Heute Differenz, morgen Ähnlichkeit – Ein Ausblick für die Soziale Arbeit

Die Zeiten, in denen Soziale Arbeit den Fokus auf Differenz legt, sollten hinter sich gelassen werden. Die Kernaussage von Anil Bhatti zu seiner Ähnlichkeitstheorie ist klar und eindeutig: Umstrukturierung der Wahrnehmung mithilfe des Konzepts der Ähnlichkeit. Erst durch ähnlichkeitsorientiertes Denken können Gemeinsamkeiten aufgedeckt werden. Diese wirken auf etablierte dichotome Strukturen von „eigen“ und „fremd“ ein.¹ Eine positive Konsequenz könnte sein, dass sogenannten Othering-Prozessen² entgegengewirkt werden kann. Laut Bhatti sind Menschen im Sinne des Konzepts der Ähnlichkeit durch Überlappungen nicht zu 100 Prozent identisch, aber auch nicht zu 100 Prozent different. Was bedeutet diese Aussage für die Soziale Arbeit?

Soziale Arbeit als Profession ist es gewohnt, Differenzen zu sehen und diese hervorzuheben, um eine Toleranz gegenüber der Vielfalt von Kulturen zu unterstreichen. Derartige Ansätze gehen von einem statischen Kulturverständnis aus. Damit begünstigen sie jedoch eine Kategorisierung und werden der Komplexität von Kulturen nicht gerecht.³ Kulturen können vielmehr so verstanden werden, dass sie nicht eindeutig voneinander abgrenzbar sind. Kulturen laufen zusammen und greifen ineinander. Während Differenz dieses Merkmal ausblendet, greift das Konzept von Bhatti es in besonderem Maße auf. Denktraditionen müssen demnach von einem Entweder-oder hin zu einem Sowohl-als-auch geführt werden, um ein Umdenken anzustoßen.⁴

An dieser Stelle wird deutlich, dass Soziale Arbeit ihre vorhandenen Konzepte und Ansätze kritisch überdenken/reflektieren und im Hinblick auf die oben genannten Sichtweisen überarbeiten sollte. Dabei darf die kritische Haltung gegenüber der eigenen Profession nie außer Acht gelassen werden. Anhand einzelner Beispiele soll im Folgenden auf die Mittäter*innenschaft von Grenzziehungen in der Sozialen Arbeit aufmerksam gemacht werden. Bei dem vorliegenden Artikel kommt es nicht auf Vollständigkeit der aufgezeigten Facetten an. Vielmehr möchte der Artikel einen Ausblick für die Soziale Arbeit als eine kritische Profession gewähren und Forschungsperspektiven aufzeigen. Vor allem soll das Lesen zum (Um-)Denken anregen. Beginnen wir mit der Forderung nach Interkultureller Öffnung.

Interkulturelle Öffnung

Die Forderung nach einem Konzept der Interkulturellen Öffnung entwickelte sich aus den kritischen Diskursen der 1980er Jahre. Thematisch tauchte der Begriff in Zusammenhang mit der „Ausländersozialarbeit“ und „Ausländerpädagogik“ auf. Ursache hierfür war, dass Migrant*innen damals als eine segregierte Adressat*innengruppe in bestimmten Einrichtungen identifiziert wurden.⁵ Migration wirkt immer auf gesellschaftliche Strukturen ein, wie es in Deutschland der Fall ist, wo auf eine langjährige Migrationsgeschichte zurückgeblendet werden kann. Es entstehen neue Zielgruppen und neue Bedarfe. Auf eine derartige Entwicklung innerhalb einer Gesellschaft muss reagiert werden. Bisherige Angebote und Leistungen von Institutionen reichen unter Umständen nicht mehr aus und/oder der Zugang muss niedrigschwelliger angesetzt werden, um einen gleichberechtigten Zugang für alle Bevölkerungsgruppen zu gewährleisten. Weder auf die Zuwanderung seit den 1960er Jah-

ren durch sogenannte Gastarbeiter*innen noch auf den vermehrten Zuzug von Geflüchteten in den 1990er Jahren wurde bedarfsgerecht reagiert. Zu dieser Zeit mangelte es vor allem an Bildungs- und Sprachangeboten. Kritisiert wurden insbesondere die defizitären fachlichen Standards der sozialen Dienstleistungen.⁶ Zunächst entwickelte sich die Forderung nach einer Interkulturellen Öffnung von sozialen Diensten, die sich dann auf weitere Institutionen ausbreitete.⁷ Ein Beispiel hierfür ist die Verwaltung, die auf die Struktur der Adressat*innen reagieren muss, um passgenaue und bedarfsgerechte Angebote entwickeln zu können. Damit sind kommunale Verwaltungsbehörden wie Rathäuser, aber auch migrationspezifische Institutionen wie Ausländer*innenbehörden gemeint.

Die Idee der Interkulturellen Öffnung ist als eine konzeptionelle Querschnittsaufgabe einer Organisation zu verstehen. Diese muss auf allen Ebenen einer Institution aufgegriffen werden, da sie in mehrere Handlungsfelder gleichzeitig eingreift.⁸ Interessant hierbei ist, dass in einer Behörde die Zuständigkeit für eine Umsetzung Interkultureller Öffnung häufig in ausgewählten Ämtern oder Fachbereichen, wie z. B. Ämtern mit den Schwerpunkten Soziales und/oder Migration, gesehen wird.⁹ Nehmen Migrant*innen keine Leistungen im Ordnungsamt, Standesamt oder Schulamt in Anspruch? Selbstverständlich bestehen Berührungspunkte zwischen den Lebensbereichen der Zugezogenen und den genannten Ämtern. Jedoch werden nur ausgewählte Teilbereiche für Migrant*innen „geöffnet“. Dadurch wird von außen fremdbestimmt, welche davon für Migrant*innen relevant sein könnten.

Als Denkanstoß soll kurz auf den Begriff „Öffnung“ eingegangen werden. Eine Interkulturelle Öffnung setzt bewusst oder unbewusst voraus, dass es einen Zustand der Geschlossenheit gibt,

den es zu öffnen gäbe. Geschlossenheit bedeute Grenzziehungen und Abgrenzungen.¹⁰ Einerseits würde dies bedeuten, dass bis zum Zeitpunkt einer Öffnung auch ein gewisser Prozess an Exklusion stattfindet. Um es deutlicher zu formulieren: Eine ausgewählte Personengruppe wird von etwas Profitablem ausgeschlossen. Andererseits kann „Öffnung“ auch als eine Analyseperspektive verstanden werden, um Geschlossenheit zu identifizieren, diese sichtbar zu machen und mit einer „Öffnung“ darauf zu reagieren. Nun kann die These aufgestellt werden, dass das Konzept der Interkulturellen Öffnung den exkludierenden Prozessen entgegenwirkt. Da in der Praxis nur bestimmte Teilbereiche geöffnet werden, bleiben Zugangsbarrieren für andere Bereiche weiterhin bestehen. Solange dies der Fall ist, herrscht ein asymmetrisches Machtverhältnis zwischen Menschen mit uneingeschränktem und Menschen mit eingeschränktem Zugang zu Ressourcen. Es existiert ein Machtgefälle, das die Soziale Arbeit zum Forschungsgegenstand machen muss, um Ungleichheiten analysieren zu können. Eine weiterführende Forschungsfrage könnte sein, welche Rolle Macht im Konzept der Interkulturellen Öffnung einnimmt.

Eine halbherzige Umsetzung der Öffnung birgt die Gefahr, dass Zuständigkeiten einer Interkulturellen Öffnung häufig einem bestimmten Bereich oder einzelnen Personen zugeschrieben werden. Ein ähnlichkeitsorientiertes Denken hingegen unterstreicht Gemeinsamkeiten stärker, sodass auch Überschneidungen von Bedürfnissen der Menschen erkannt werden. Wo Zugangsbarrieren und Abgrenzungsmechanismen abgebaut und Anerkennung ermöglicht werden sollte,¹¹ führt das gutgemeinte Konzept bei einer unreflektierten Umsetzung zu einer systematischen Ausgrenzungspraxis. Eine weitere Gefahr bei der Forderung nach Interkultureller Öffnung wird im nachstehenden Punkt verdeutlicht.

Interkulturelle Kompetenz

Wird die Interkulturelle Öffnung einer Institution gefordert, so wird häufig auch die Forderung nach Interkultureller Kompetenz bei Angestellten laut. Diese soll für die Akteur*innen aus der Sozialen Arbeit als eine Handlungskompetenz dienen, die dabei hilft, gegenüber der eigenen Kultur eine reflexive Haltung einzunehmen. Handschuck und Schröder beschreiben Interkulturelle Kompetenz als eine Einstellung bzw. innere Haltung.¹² In der Wissenschaft wird darüber diskutiert, ob Interkulturelle Kompetenz eine reine (soziale) Kompetenz ist oder ob sie auch ein gewisses Maß an kognitivem (Fach)Wissen umfasst. Das Ziel solch einer Kompetenz ist es, einen gleichberechtigten Umgang mit Menschen unabhängig von ihrer Herkunft zu ermöglichen.¹³ In der Praxis stellt das Verständnis von Interkultureller Kompetenz für mich eine ganz andere Herausforderung dar: So wird häufig im Rahmen von (Weiter)Bildungsangeboten für sozialpädagogisches und sozialarbeiterisches Personal vermeintliches Wissen über Kulturen vermittelt, das Stereotype nicht selten verfestigt, anstatt sie aufzubrechen. Meines Erachtens wird auf diese Weise die Annahme verbreitet, dass Verhaltensweisen der Menschen kulturbedingt und vorhersehbar seien. Durch das angebliche Wissen über die Anderen und ihr „kulturelles Verhalten“ könnte ein Umgang mit ihnen theoretisch begründet werden. Dabei wird jedoch das Gegenteil des ursprünglichen Ziels der Kompetenz erreicht: Der Umgang mit Menschen gestaltet sich in Abhängigkeit von der Herkunft und insbesondere kulturelle Differenz rückt in den Mittelpunkt. Auf diese Weise wird ein Schubladendenken und somit Essenzialisierung praktiziert. Solch ein statisches Verständnis von Kultur schafft Barrieren nicht ab, sondern (re-)produziert diese. Warum ist das so? Wenn ein Verhalten eines Menschen wiederholt kulturell begründet wird, werden wesentliche Faktoren und

Ursachen in der Umwelt des Menschen, die das Verhalten tatsächlich bedingen, außer Acht gelassen. Einem lebensweltorientierten Ansatz, der grundlegend für die Soziale Arbeit ist, entspricht diese Vorgehensweise nicht. Zudem werden Ressourcen und Potenziale des Individuums verkannt. Dabei stellen Ressourcen wertvolle Anknüpfungspunkte für ein lösungsorientiertes Arbeiten dar.

Durch die Hervorhebung von Gemeinsamkeiten würde der bisherige Blick auf sich voneinander substantiell unterscheidende Kulturen eine andere Perspektive gewinnen. Gemeinsamkeiten bedeuten auch gemeinsame Ressourcen, an denen (gleichberechtigt) angesetzt werden kann. Werden jedoch Differenzen der Kulturen verstärkt markiert, entsteht der Eindruck, dass eine gewisse Berechtigung bzw. Legitimierung für eine Ungleichbehandlung der Menschen vorliegt, wohingegen sich eine Ungleichbehandlung bei Gemeinsamkeiten nicht einfach begründen lässt. Die Frage danach, warum Menschen bei gemeinsamen Bedürfnissen nicht die gleiche Leistung oder den gleichen Zugang zu notwendigen Ressourcen erhalten, ist in der Gesellschaft durch ähnlichkeitsorientiertes Denken präsenter und schafft somit ein Bewusstsein für Ungleichbehandlung.

Als einen weiteren Punkt möchte ich auf das Verständnis, wie Interkulturelle Kompetenz angeeignet werden kann, eingehen. Zu glauben, dass durch die Aneignung eines bestimmten Maßes an Wissen eine (Interkulturelle) Kompetenz erworben werden kann, greift zu kurz und ist u. a. der Bequemlichkeit der Menschen geschuldet. Etwas ist leicht zu begreifen, wenn Verhältnisse einfach und plausibel dargestellt werden. Komplexe Verhaltensweisen, so wie sie in der Praxis vorkommen, lassen sich jedoch nicht auf eine einfache mathematische Formel bringen. Vielmehr gilt es sich mit komplexen Strukturen und ihren Dynamiken auseinanderzusetzen,

die sich zudem oft nicht rational fassen lassen. Fachkräfte sollten daher ein gewisses Maß an Neugier für Neues aufbringen, um der Komplexität gerecht zu werden. Es ist deshalb zu empfehlen, bei der Forderung nach Interkultureller Kompetenz als Erstes zu definieren, was zunächst darunter zu verstehen ist. Im zweiten Schritt ist zu klären, welches Kulturverständnis der Forderung zugrunde liegt: Wie wird Kultur verstanden? Wird Kultur als in sich geschlossen oder als ineinandergreifende Phänomene aufgefasst? Das kulturtheoretische Verständnis ist ausschlaggebend dafür, wie mit Menschen umgegangen wird. Doch reicht dafür eine innere Haltung des ähnlichkeitsorientierten Denkens aus?

**Ähnlichkeitsorientiertes Denken:
Nicht nur Haltung, sondern aktives Handeln**

Wenn Theoretiker*innen und Praktiker*innen aus der Sozialen Arbeit zusammenkommen, wird oft festgestellt, dass sich der theoretische und der praktische Bereich gravierend voneinander unterscheiden. Bereits in den Anfängen der akademischen Ausbildung wird auf das Dilemma des Theorie-Praxis-Transfers hingewiesen. Für angehende wie auch fertig ausgebildete Sozialarbeiter*innen ist es nicht zufriedenstellend, wenn sie im Rahmen der Problembewältigung stets die Antwort „Haltung bewahren“ bekommen. Im Artikel von Diekmann in diesem Heft wurde bereits ein Vorzeigebispiel aufgeführt, das verdeutlicht, dass ein Transfer des ähnlichkeitsorientierten Denkens in die Praxis der Sozialen Arbeit möglich ist. Doch nicht in allen Bereichen lassen sich derartige Projekte umsetzen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in ähnlichkeitsorientiertem Denken Potenzial für eine ressourcenorientierte Soziale Arbeit liegt. Gemeinsamkeiten müssen nur erkannt und sichtbar

gemacht werden. Dies stellt eine große Herausforderung für Fachkräfte dar, zumal sie bislang Differenzen hervorgehoben haben. Ein Umdenken benötigt Zeit und viel Kreativität. Erste konzeptionelle Überlegungen wurden bereits in diesem Heft vorgenommen. Es wurde aber auch an unterschiedlichen Stellen darauf hingewiesen, dass sich nicht in allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit ohne Weiteres Projekte umsetzen lassen, die Gemeinsamkeiten von Menschen sichtbar machen. Eine Behörde mit verwaltungstechnischen Aufgaben ist an Regeln und Gesetze gebunden. Wo bleibt hier Zeit und Raum für eine ähnlichkeitsorientierte Praxis? Die Frage hat ihre Berechtigung. Bislang wurde von Interkultureller Öffnung gesprochen, die u. a. überwiegend in Verwaltungsbehörden umgesetzt wird. Durch die bisher angeführten Kritikpunkte an der Interkulturellen Öffnung zeigen sich erste Entwicklungsansätze. Hinzu kommt, dass ähnlichkeitsorientiertes Denken nicht nur Haltung, sondern auch aktives Handeln meint: „Der Ähnlichkeitsgedanke und die Sicht auf Überlappungen sind geeignet, starre Dichotomien und kulturelle Hierarchisierungen aufzulösen.“¹⁴ Ein passendes Beispiel hierfür stellt Rassismus dar.¹⁵ Während Rassismus auf Dichotomien und Hierarchien aufbaut, wird durch ähnlichkeitsorientiertes Denken und Handeln dem System der Ungleichheit die Grundlage entzogen. Statische Strukturen und starre Gegenüberstellungen werden aufgeweicht und Grenzziehungen verlieren nach und nach ihre Bedeutung. Dies führt zur Umstrukturierung der Wahrnehmung, indem Gemeinsamkeiten von nun an im Vordergrund stehen. Eine Kategorisierung wird dann nur noch mühsam möglich sein. Ohne Kategorien und Konstrukte, in denen Menschen willkürlich nach Merkmalen differenziert werden, ist keine Hierarchisierung realisierbar.

Rassismus – Schluss mit dem Gefühl der Ohnmacht

In der Wissenschaft hat im Zusammenhang mit der Rassismusbearbeitung außerdem die Komponente der Macht eine prominente Rolle eingenommen. So werden die Konstrukte und Hierarchisierungen nur wirkmächtig, wenn sie mithilfe von Macht auch tatsächlich durchgesetzt werden können. In rassistischen Situationen kommt bei den betroffenen Menschen das Gefühl der Ohnmacht auf, dem System des Rassismus ausgesetzt zu sein. Ähnlichkeitsorientiertes Denken kann als ein Instrument angesehen werden, das den Menschen das Gefühl vermittelt, handlungsfähig bleiben zu können. Es handelt sich daher nicht ausschließlich um eine Haltung, sondern um aktives Handeln.

Soziale Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, Ungleichheitsideologien wie Rassismus entgegenzuwirken. Gleichzeitig ist es unerlässlich, ihre eigenen Positionen zu überdenken. In kontinuierlicher Reflexion muss die Eigenbeteiligung an der Aufrechterhaltung rassistischer Verhältnisse kritisch hinterfragt werden. Fachkräfte können die Mittäter*innenschaft nur aufdecken, wenn sie an den entsprechenden Stellen die richtigen Fragen stellen. Dies gilt sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis. Personen aus der Wissenschaft beschäftigen sich häufig mit der Thematik von Rassismus und dem Zusammenspiel von Konzepten wie „Rasse“ und Kultur. Gleichzeitig sprechen sie sich von ihren eigenen Vorannahmen frei, da sie sich intensiv mit der Thematik befassen und dadurch ein gewisses Maß an Sensibilisierung aufweisen. Der Blick nach innen, welche rassistischen Verhältnisse in der Wissenschaft vorherrschen, wird oft nicht gewagt. In der Regel lösen Hinweise auf diskriminierende Strukturen im eigenen Umfeld Abwehrmechanismen aus. Unter Umständen könnte dann ähnlichkeitsorientiertes Denken für

die Beteiligten negative Konsequenzen haben. Ähnlichkeitsorientiertes Denken kann jedoch auch so verstanden werden, dass alle Menschen sich im System des Rassismus bewegen und gemeinsam diese Strukturen entkräften möchten, da sie ähnliche menschliche Bedürfnisse nach Anerkennung und Gleichberechtigung haben. Die gleichen Hinweise gelten ebenso für die Praxis. Welche Garantie haben soziale Einrichtungen, dass sie sich nicht rassistischer Ressentiments oder Strukturen bedienen? Soziale Arbeit versucht Ungleichheiten zu bekämpfen. Das heißt aber nicht automatisch, dass sie nicht ein Teil des Systems ist, das ungleiche Strukturen (un-)bewusst aufrechterhält. Sozialarbeiter*innen müssen sich eines wichtigen Punktes bewusst werden, bevor sie Rassismus mit ähnlichkeitsorientiertem Handeln angehen möchten: Rassismus *trifft* nicht jede Person, sie *betrifft* aber jede Person. Dies stellt eine Gemeinsamkeit dar.

Endnoten

- 1 Vgl. Anil Bhatti/Dorothee Kimmich, „Einleitung“, in: Anil Bhatti/Dorothee Kimmich (Hrsg.), *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz 2015, S. 17.
- 2 Othering ist ein „komplexer Prozess des Fremd- oder Different-Machens“ (María do Mar Castro Varela/Nikita, Dhawan, „Orientalismus und postkoloniale Theorie“, in: Atria, Iman (Hrsg.), *Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*, Münster 2007, Unrast Verlag, S. 31).
- 3 Siehe hierzu auch Anil Bhatti/Dorothee Kimmich, a. a. O., S. 17.
- 4 Vgl. ebd., S. 26.
- 5 Vgl. Claude-Hélène Mayer/Elisabeth Vanderheiden, „Grundlagentexte: Begriffe und Konzepte im Kontext interkultureller Öffnung“, in: Claude-Hélène Mayer/Elisabeth Vanderheiden (Hrsg.), *Handbuch Interkulturelle Öffnung. Grundlagen, Best Practice, Tools*, Göttingen 2014, S. 33.
- 6 Vgl. ebd., S. 33.
- 7 Vgl. Dieter Filsinger, „Interkulturelle Öffnung von Kommunen“, in: Albert Scheer/Aladin El-Mafaalani/Gökçen Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung*, Wiesbaden 2017, S. 639 f.
- 8 Vgl. ebd., S. 645.
- 9 Siehe hierzu auch Ute Pascher-Kirsch, „Bedarfe erkannt – Strategien in der Entwicklung. Zum Status quo der Interkulturellen Öffnung deutscher Landkreise“, in: Hans Uske u. a. (Hrsg.), *Interkulturelle Öffnung der Verwaltung. Konzepte. Probleme. Beispiele*, Lünen u. a. 2014, S. 163–180.
- 10 Vgl. Claude-Hélène Mayer/Elisabeth Vanderheiden, a. a. O., S. 35; Sabine Handschuck/Hubertus Schröer, *Interkulturelle Orientierung und Öffnung. Theoretische Grundlagen und 50 Aktivitäten zur Umsetzung. Interkulturelle Praxis und Diversity Management*, Augsburg 2012, S. 44.
- 11 Vgl. Christiane Griese/Helga Marburger, „Interkulturelle Öffnung – Genese, Konzepte, Diskurse“, in: Christiane Griese/Helga Marburger (Hrsg.), *Interkulturelle Öffnung. Ein Lehrbuch*, München 2012, S. 16.
- 12 Vgl. Sabine Handschuck/Hubertus Schröer, a. a. O., S. 46.

- 13 Vgl. Nausikaa Schirilla, *Migration und Flucht. Orientierungswissen für die Soziale Arbeit*, Stuttgart 2016, S. 173.
- 14 Anil Bhatti/Dorothee Kimmich, a. a. O., S. 18.
- 15 Zu den Auswirkungen des Kolonialismus siehe auch Anil Bhatti/Dorothee Kimmich, a. a. O., S. 20.

Literatur

Bhatti, Anil/Kimmich, Dorothee, „Einleitung“, in: Bhatti, Anil/Kimmich, Dorothee (Hrsg.), *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz 2015, Konstanz University Press, S. 7–31.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita, „Orientalismus und postkoloniale Theorie“, in: Attia, Iman (Hrsg.), *Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und anti-muslimischem Rassismus*, Münster 2007, Unrast Verlag, S. 31–44.

Filsinger, Dieter, „Interkulturelle Öffnung von Kommunen“, in: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökcen (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung*, Wiesbaden 2017, Springer VS, S. 639–655.

Handschuck, Sabine/Schröer, Hubertus, *Interkulturelle Orientierung und Öffnung. Theoretische Grundlagen und 50 Aktivitäten zur Umsetzung. Interkulturelle Praxis und Diversity Management*, Augsburg 2012, Ziel.

Griese, Christiane/Marburger, Helga, „Interkulturelle Öffnung – Genese, Konzepte, Diskurse“, in: Griese, Christiane/Marburger, Helga (Hrsg.), *Interkulturelle Öffnung. Ein Lehrbuch*, München 2012, Oldenbourg Verlag, S. 1–24.

Mayer, Claude-Hélène/Vanderheiden, Elisabeth, „Grundlagentexte: Begriffe und Konzepte im Kontext interkultureller Öffnung“, in: Mayer, Claude-Hélène/ Vanderheiden, Elisabeth (Hrsg.), *Handbuch Interkulturelle Öffnung. Grundlagen, Best Practice, Tools*, Göttingen 2014, V+R, S. 27–66.

Pascher-Kirsch, Ute: „Bedarfe erkannt – Strategien in der Entwicklung. Zum Status quo der Interkulturellen Öffnung deutscher Landkreise“, in: Uske, Hans u. a. (Hrsg.), *Interkulturelle Öffnung der Verwaltung. Konzepte. Probleme. Beispiele*, Lünen u. a. 2014, S. 163–180.

https://kommunale-integrationszentren-nrw.de/sites/default/files/public/system/steckbriefe/broschuere_interkulturelle_oeffnung_internetversion.pdf
(Download vom: 24.11.2019).

Schirilla, Nausikaa: *Migration und Flucht. Orientierungswissen für die Soziale Arbeit*, Stuttgart 2016.